

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 35 (1993)

Artikel: Augen auf : etwas über Kultur und Unkultur bündnerischer Bauweise
Autor: Kuoni, Gisela
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-555650>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Augen auf: Etwas über Kultur und Unkultur bündnerischer Bauweise

von Gisela Kuoni

Wandern und Schauen

Gleissende Mittagshitze, Stille. Nur das Zirpen der Zikaden und der Ruf einer Lerche, in der Ferne ein Kuckuck. Vor mir liegt eine Bergwiese mit der ganzen Farbpalette ihrer vor-sommerlichen Schönheit. Ich ziehe Bilanz von dem, was ich in der letzten Zeit gesehen habe. Vor Wochen habe ich die Spur aufgenommen. Ich wollte ohne jede Absicht oder vorgefasste Meinung, ja wie einer, der zum ersten Mal unseren Planeten betritt, die Augen auf-tun, schauen. Mein Weg führte mich auf einsame Maiensässe, in abgelegene Bergdörfer, in Ortschaften, die infolge der Touristeninvasionen sich entwickelt und es zu blühendem Wohlstand gebracht haben. Dazwischen lief ich viele Stunden ohne einem Menschen zu begegnen und liess mich immer neu gefangennehmen von der atemberaubenden Schönheit dieser Landschaft. Nur der Dichter vermag zu beschreiben, was die Natur, wo sie noch jungfräulich und unverdorben sich entfalten kann, dem Auge offenbart.

So versuchte ich in einem wahren Schönheitsrausch, meine Begeisterung gleich in das erste Dorf mit hineinzutragen, gewillt, nicht kritteln-d irgendetwas zu entdecken, was meinem Ideal nicht ganz entsprach. Doch das war schwer.

Ich bemühte mich dennoch, über geschnitzte und gedrechselte Verzierungen hinwegzusehen, kunstvoll geschnörkelte schmiedeeiserne Gitter, grobkörnige, speckig in leuchtenden Farben glänzende Fassaden unter vorstehen-

den Ziegeldächern nicht zu beachten und mich wenigstens an den Gärten zu erfreuen. Aber die versteckten sich hinter gekreuzten Hörnli- oder Jägerzäunen, dunkel gebeizt oder auf steinernen Sockeln. Dicke Isolationsschichten waren weich und konturlos um die Häuser geschmiegt, lackierte Türen und Fensterläden hatten etwas Abweisendes. Das helle Sonnenlicht schien wie erloschen.

Freilich sah ich auch anderes: Behäbige, alte Bauernhäuser, die schon vor einigen hundert Jahren entstanden sind, von der Sonne dunkel gebrannte Ställe, bunte Bauerngärten – heitere Gelassenheit ausstrahlende, in sich ruhende, einladende Lebensräume – das Werk unserer Vorfahren.

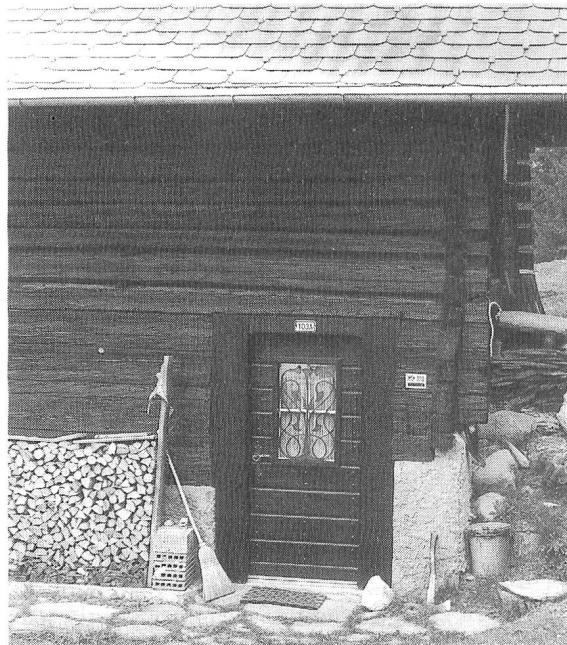
Begegnung mit Olgiati-Bauten

Doch mich interessierte, was heute passiert, wie in unseren Tagen Architektur verstanden wird, was für eine Art Häuser in den Dörfern heute entsteht.

Das Wort «Architektur» kommt aus dem griechischen und bedeutet so viel wie «Baukunst». Künstlerische Fähigkeiten sind vom Architekten gefragt. Lebenskunst kann er mit seinen Bauten vermitteln. Kunst aber kommt von Können. Jedoch gerade da hapert es bei uns gewaltig, und falsch verstandenes Können lebt sich in pseudo-luxuriösen Chaletbauten banalster Art aus, in pompöser Schwulstigkeit, die sich uniform überall wiederholt. Düster wird die Atmosphäre, mit Kunstharzlackfarbe zu Tode malträtirt ein lebendiges Holzwerk.



Schmiedeeisernes Gitter.



Haustüre: lackiert, schmiedeeiserne Türbeschläge, Gitter.

Schützen und bewahren will man es mit diesem seelenlosen Anstrich und nobel soll es aussehen. Dabei gibt es keinen besseren Schutz für Holz als brennende Bergsonne und Föhnwind.

Auch vor den Häusern sind kaum noch grüne und unverdorbene Flächen anzutreffen. Auf geteerten und asphaltierten Vorplätzen stehen Blumenkübel aus Kunststoff, und neben dem aus Kunststeinen gemauerten Gartencheminée und Grillrost weht die Schweizerfahne. Hinter riesigen schmiedeeisernen Toren erhebt sich die Nobel-Villa und daneben, anmutig und halb verschämt, das rustikale Häuschen für den Kehrrechtcontainer. Spinnräder und Joche werden zu Lampen umfunktioniert, und in einem ausgedienten Autopneu oder Plastikschwan ranken sich Geranien. Pseudo-rustikale Pseudo-Eleganz beherrscht die Dörfer.

Doch immer wieder gibt es Lichtblicke. Man muss nicht fragen und nicht suchen, denn unverkennbar hat ein Könner seine Zeichen gesetzt.

Ausserhalb vom Konglomerat moderner Ferienhäuser taucht wie ein Markenzeichen der klare Würfel eines schneeweissen Kamins auf

einem Dache auf. Ich stehe vor einem umgebauten Stall, dem Rudolf Olgiati unnachahmlich seinen Stempel aufgedrückt hat.

Endlich bin ich angelangt bei Architekten einen, dessen Bauten der Grösse ihrer Umgebung standhalten, die ebenso stolz und klar und von eigenwilliger Schönheit im Raume stehen, und immer wieder stelle ich mir die Frage, was die Ästhetik der Olgiati-Bauten eigentlich ausmacht. Im Gespräch mit dem Flimser Architekten wird deutlich, was im Unbewussten längst klar war.

Während seines Architekturstudiums in Zürich begegnete Olgiati in den späten zwanziger Jahren Le Corbusier, dessen Buch «Kommende Baukunst» ihn aufgewühlt und begeistert hatte. Angeregt durch die Vorstellungen Le Corbusiers, durch Reisen in mediterrane Länder und ein profundes Studium der Bündner Geschichte und ihrer Bauweise entstanden seine ersten Entwürfe. Jahrelang widmete sich Olgiati dem Umbau des väterlichen Wohnhauses in Flims. Endlich 1939 baute er in Flims-Waldhaus sein erstes Haus.



Olgianti-Haus in Laax, einfach und funktionell.

Heimat

Mit seinen eigenen Worten hat Olgianti «sich mit 25 Jahren richtig verliebt in die Gegend...» und sei deshalb hier «kleben geblieben...»

Das ist sein Begriff von Heimat: Die Liebe zur Gegend, zur Tradition, zu den Gegenständen des täglichen Lebens. Gerade das Fehlen dieser Liebe und dieses Respekts bemängelt er an den Menschen unserer Zeit. Sie haben keine Beziehung mehr zu ihrer Geschichte, verschleudern alte Werte und ersetzen sie durch Warenhauskitsch.

Olgianti hat in seiner Heimatliebe in jahrelangem Bemühen eine umfangreiche Sammlung alten Bündner Kulturgutes zusammengetragen. Er will sie nicht in einem Museum zum Anschauen ausstellen, sondern die Gegenstände im Alltag und täglichen Gebrauch seiner Mitmenschen wieder ihrer ursprünglichen Bedeutung zuführen. So verwendet Olgianti auch in seinen Bauten alte Türen, Decken- und Wandtäfer, und Altertümer aus seiner reichen Sammlung wandern in die Wohnstuben seiner Bauherren. Immer noch kommen fast täglich fahrende Antiquitätenhändler bei Olgianti vorbei und bieten ihre Ware an. Seine Bauten sind kleine Gesamtkunstwerke, in denen vom Geschirr bis zum seidenen Vorhang, vom gemauerten Ofen bis zur weissen Dampfzughaube in der Küche alles stimmen muss. Schrecklich ist für ihn jedes Abweichen vom liebevoll geplanten Detail, und es erweist sich dann auch

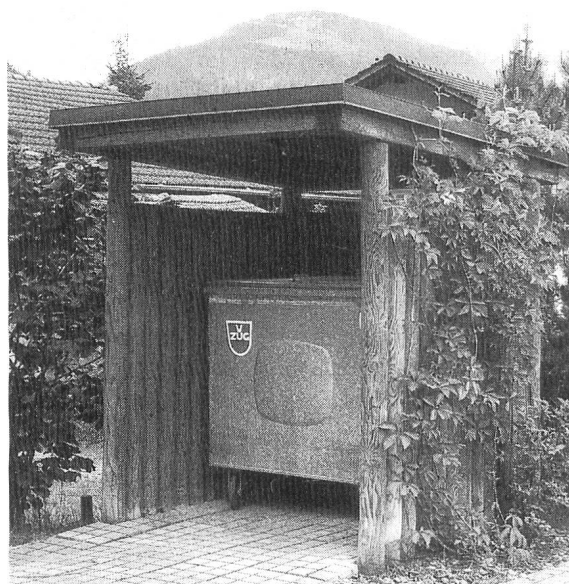
jedesmal, dass man auf eigene Eskapaden hätte verzichten und seinen Rat akzeptieren sollen. Olgianti lebt mit seinen Bauten, fängt jeden lohnenden Blickwinkel ein, beobachtet, wo allenfalls am Abend ein äsendes Reh vom Esstisch aus gesehen werden kann oder wie sich der Ausblick auf einen nahen Berg am besten präsentiert.

Heimat ist für ihn auch das heimatliche Dorf Flims, dem er in seinem neuesten Plan einen Dorfplatz geben möchte, wo echte menschliche Begegnung stattfinden könnte.

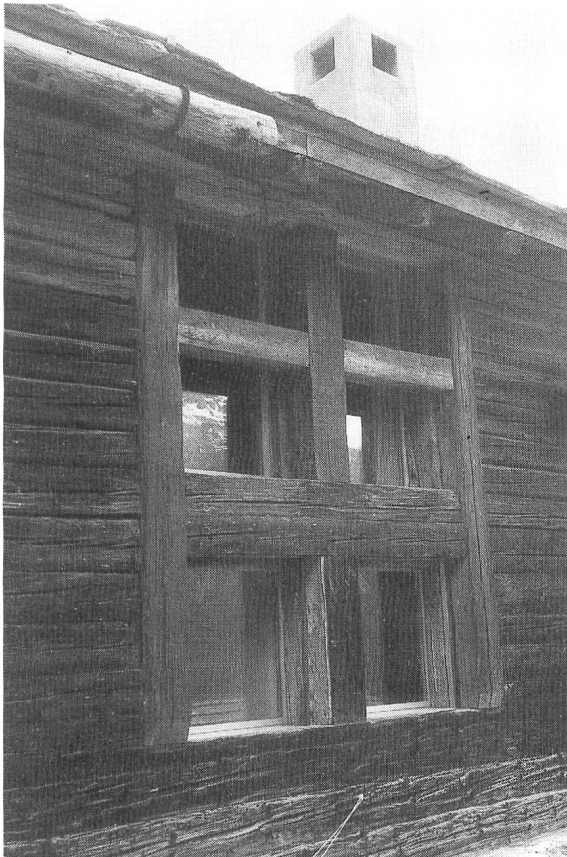
Olgiantis Gestaltungsprinzipien

Ehe ich mich nach weiteren Bauten umsehe, höre ich in knappen, klaren Sätzen die höchst einleuchtenden Theorien des Architekten: «Die alten Bündner waren reine Kubisten. Scharfkantige Kuben, die aus dem Boden kommen, dass man sich fast daran geschnitten hat – so waren die Häuser in Graubünden. Wie geschliffene Kristalle, weiss gekalkt bis auf den Boden, standen sie da, mit flach verlegten Steinplattendächern auf dem kubischen Gebilde, offenem Giebel, exakt ausgeschnittenen Fenstern, Lichttrichtern. Picasso ist altmodisch dagegen.»

Alte Photos belegen das Gesagte bis ins hinterste Tal.



Kehrrichtcontainer-Idylle.



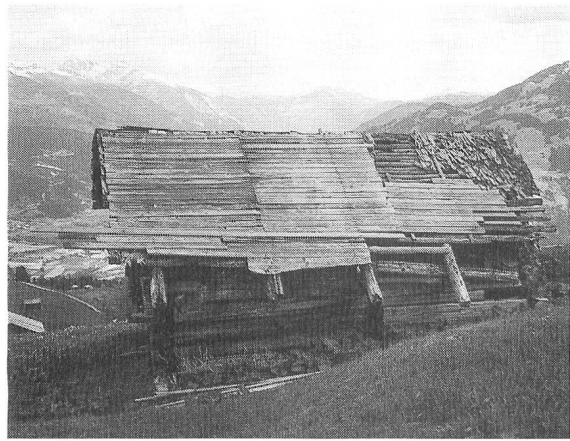
Raffiniert und gekonnt, Schiebe-Fensterläden, Respekt vor alter Bausubstanz.

«Nur mit dieser kristallinen Bauerei kann man der Auflösung entgegenwirken. Die Leute bauten so, weil sie den ganzen Tag in der Natur waren, wo es nur aufgelöste Formen gibt. Deshalb wollten sie etwas Scharfkantiges, das wirklich dasitzt in dieser Einsamkeit da oben.»

Optische Sachlichkeit ist es, was Rudolf Olgiati möchte. Dann käme man wieder zu den glatt verputzten Häusern, zu den kristallinen Formen. Durch Abrieb und rauhen Verputz, wo jedes Sandkorn einen Schatten wirft, entstehen optisch aufgelöste Bauten. Olgiati spürt, dass die Leute dem Problem nicht gewachsen sind.

«Das ganze Haus bekommt eine Atmosphäre wie ein Sandhaufen, ein Dreckhaufen mit einer chemischen Haut darüber und Farben, die ein Eigenleben annehmen.

Durchscheinende Caseinfarben auf Kalk leuchten und betonen den Baukörper. Holz



Zerfallender Stall am Piz Mundaun.



Neu erstelltes Ferienhaus in der Nähe.



Als Ferienhaus genützter, von Olgiati umgebauter Stall.



Echte Olgiati-Säule: Zentrierendes, nicht tragendes Element.



Falsch verstandene Kopie «Olgiati»-Säule.

braucht überhaupt keinen Anstrich, nur so bleibt es lebendig. Säulen sind nicht tragende Elemente. Sie markieren einen wichtigen Ort im und am Bau, zentrieren und richten das Augenmerk auf Wesentliches. Das Dach verschwindet hinter der weissen Mauerschale des Hauses. Optische Bögen erhalten die Fläche. Ungleich verteilte, meist quadratische Fensteröffnungen erzeugen Spannung. Den Garten umgibt ein unbehandelter Staketenzaun.»

Nicht Ingenieurwissen, architektonische Überlegungen liegen Olgiatis Bauten zugrunde.

Respekt vor der Tradition

Olgiati ist kein teurer Architekt. Seine Renovationen sind gezielt und sparsam, er bessert aus, was noch zu retten ist, erhält alte Bauteile und integriert sie in gekonnter und funktioneller Weise in Neues. Er hat Respekt und die nötige Ehrfurcht vor historischen Werten. Alte Bodenbretter aus einem Stall werden nicht einfach herausgerissen. Sie werden freigelegt, gefegt und mit einem weissen Betonboden er-

gänzt. Altes Täfer wird von «schmutzigen Farbsaucen» durch Ablaugen befreit, bis die Schönheit alten Holzes wieder zum Vorschein kommt. Warum nicht in einem weissen gemauerten Ofen ein altes Ofentürchen einmal in leuchtendem Orange streichen? Ein Tellerge- stell ist kein Museumsstück. Es wird benutzt und bietet reichlich Platz für grosse Schüsseln.

Manch altes Haus oder Stall konnte dank Olgiatis Eingriff gerettet werden. Nicht putzige Ferienhäuschen macht er daraus, sondern geradezu komfortable Wohnräume, ohne dabei das äussere Erscheinungsbild massgeblich zu verändern. Ohne sentimentale Nostalgie erkennt Rudolf Olgiati den ursprünglichen Wert einer Baute. Unter gebeizter Schindelverkleidung zaubert er in Morissen ein Schlösschen hervor, verlegt genial ein Treppenhaus, versetzt das Etagenklosett hinauf ins elegante Badezimmer und schafft Behaglichkeit mit höchstem Wohnkomfort. Der weiss gekalkte Turm grüsst schon von Ferne ins Tal.

Aufs Land flüchtenden Städtern konstruiert er einfühlend aus einem Heuschopf ihr Refugium. Die Alternative wäre oft der Verfall oder das Erstellen einer langweiligen Hütte.

Eine alte Holztüre mit poliertem Messingknopf, gemauerte Sitzbänke mit Leinenkissen, Ofen- und Cheminéebauten von skulpturaler Schönheit, leuchtende Seidenvorhänge, Badennischen in weissem Marmor und hochfunktionelle Küchenwinkel sind wohldosierte Blickfänge in einem Olgiatihaus.

Statt Resignation ungebrochener Optimismus

Nachahmer gibt es viele. «Wenn sie nur endlich begreifen würden, wohin sie die Säulen setzen müssen und was für welche! Wo es ein Vordach braucht und wo nicht...» Deshalb will Rudolf Olgiati schon lange über seine Theorien ein Buch verfassen.

Auch wenn sich gelegentlich Verzweiflung seiner bemächtigt, wenn er lieber durch einen Tunnel fährt als durch ein Dorf im Bündner Oberland, «um die ganze Scheusslichkeit nicht sehen zu müssen», auch wenn der Ärger mit Baubehörden und Denkmalschutzkommissionen lähmend und kräfteraubend ist, gibt Olgiati nicht auf. Er fragt: «Kann man Ästhetik nicht befehlen, verordnen, gesetzlich regeln?» Für ihn ist das verunstaltete Nachbarhaus eine ebensolche Immission wie eine stinkende Fabrik. Ebenso wie der Gesetzgeber die Bürger vor Belästigung durch laute Töne schützt, sollte man auch vor grässlichen Farben sicher sein. «Vielleicht eine Anregung für junge Juristen...» ist Olgiatis Hoffnung.

Wenn auch bis heute keine einzige öffentliche Baute in der Schweiz durch Rudolf Olgiati



Das von Schindeln befreite Schlösschen in Morissen.

erstellt wurde, so legen die zahlreichen Privathäuser im In- und Ausland, sowie seine bis ins hohe Alter hinein konstruktiven Aktivitäten ein beredtes Zeugnis für einen aussergewöhnlichen Architekten ab.

In einem Olgiati-Haus zu wohnen, vermittelt ohne jeden Zweifel ein besseres Lebensgefühl.